

# Ludwig

**Jana Antonissen**

## An extract

**Original title** Ludwig  
**Publisher** De Bezige Bij, 2025

**Translation** Dutch into German  
**Translator** Christina Siever

© Jana Antonissen/Christina Siever/De Bezige Bij/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p. 32 bis 42

Ich verlangsamte meine Schritte, um ein vorbeigehendes Pärchen beobachten zu können. Sie trug ein Wickelkleid, das ihr am Bauch etwas zu eng war. Er hatte die weißen Sportsocken zu seiner Cut-off-Levi's hochgezogen, eindeutig von den Männern abgeschaut, die hier in jeden Nachtclub hereingelassen wurden. Während die Frau sich den Arm verrenkte, um den richtigen Winkel für ihr Selfie zu finden, schoss der Blick ihres Freundes in meine Richtung.

Ich wandte mich nicht ab, schaute ihm direkt in die Augen. Szerena zufolge war es entscheidend, als erstes Blickkontakt herzustellen, daraus könne man schon einiges schließen. Mitunter sogar mehr, als wenn man mit jemandem sprach. Mit den Augen zu lügen, war nämlich schwieriger.

Der Blick des jungen Mannes, der gar nicht mehr so jung war, erstarrte. Rasch sah er zu seiner Freundin, die sich über das Display ihres Smartphones beugte. Seufzend drückte sie ihm das Handy in die Hand. Ihr mitleidiges Lächeln zeigte, dass sie die kurze Ablenkung ihres Freundes durchaus bemerkt hatte. Vielleicht hatte ich sie unterschätzt.

Der Frau war mein Zögern aufgefallen. Nun schaute sie mir direkt in die Augen. Eigentlich hatte sie ein recht hübsches Gesicht mit diesen mandelförmigen Augen und wohlgeformten Lippen. Schade um ihre Figur. Und das, obwohl man heutzutage so leicht etwas daran ändern könnte. Vielleicht besaß sie nicht genügend Willenskraft, war sie einfach nicht der Typ, der selbst die Zügel in die Hand nahm. Sie kniff die Augen zusammen und machte mit dem Kinn eine Bewegung, die auch einer räudigen Straßenkatze gelten könnte.

Ich zog die Schultern zurück und beschleunigte meinen Schritt, überholte die beiden, ohne sie noch eines Blickes zu würdigen. Nein, Ludwig würde diese Energie nicht schätzen, so viel war klar.

Es ist bemerkenswert, wie schnell man sich an ein bestimmtes Vokabular gewöhnt, wie man Worte einfach nur oft genug hören muss, bis man sie für selbstverständlich hält. Bevor ich der NG beigetreten war, empfand ich Ausdrücke wie „Energie“, „Aura“ oder „existenzielle Erfahrung“ als etwas, das eher zu Katja und ihren ständig schauspielernden Freundinnen passte. Aber seien wir ehrlich: Nun war ich selbst aufgrund dieser vagen Kriterien ausgewählt worden.

Nach jener Begegnung in der Galerie Orphée hatte mich Ludwig eingeladen, nach Berlin zu kommen. Wegen meiner Ausstrahlung. Und meiner Verzweiflung vielleicht.

Nachdem ich bei der Weidendammer Brücke angekommen war, bog ich in die Friedrichstraße ein. Hier begann Berlin endlich wieder, sich selbst zu ähneln. Keine ordentlich konservierte Geschichte mehr, sondern eine achtlos im grauen Heute hinterlassene Vergangenheit. Hier und da noch vereinzelte Jugendstilelemente, ansonsten aber vor allem charakterlose Gebäude, nur noch halb

abgerissene Ankündigungen vergangener Konzerte und Clubnächte, schludrige Graffiti-Tags, die gelbe Straßenbahn eine Anomalie inmitten all der Schlammtöne, die Luft geschwängert vom Geruch billigen Essens.

Eine ältere Dame in einem viel zu weiten Kostüm inspizierte einen überquellenden Mülleimer und schob eine Club-Mate-Flasche in ihre Einkaufstasche. Ein verschwitzter schlaksiger Kerl kam knapp zu spät.

„Alte Fotze“, schnauzte er sie an.

Zwei Teenager-Mädchen, die einander und Kylie Jenner ähnlich sahen, schlenderten Arm in Arm in den Weekday. Die Kleinere hielt zwischen Mittel- und Zeigefinger ihrer freien Hand ein Smartphone, die restlichen Finger umschlossen einen Starbucks-Becher. Supermärkte und Drogerien teilten sich ihre Fassaden mit winzigen Kebabläden. Eine Ladesäule für Elektrofahrzeuge stand etwas deplatziert daneben. Der Admiralspalast bildete mit all seinen Fassadenverzierungen eine anmutige Ausnahme im Straßenbild. Ein schmales Gebäude mit Schrägdach schmiegte sich an das Theater, fast, als hoffte es, über seine graue Unansehnlichkeit würde hinweggesehen. Es beherbergte ein Kabarett, in dem Angela Merkel wie ein behäbiger Uncle Sam das Programm ankündigte.

Vor dem Eingang stand eine Gruppe plaudernder Vierzigjähriger. Die vielleicht? Wer sich für obscure Bühnenacts interessierte, war zweifellos auch für ein sozial-künstlerisches Experiment zu gewinnen. Allerdings versprachen die schwermütigen Brillengestelle wenig Gutes.

Meine Tendenz, in einer halben Sekunde ein Urteil zu fällen, hatte ich wiederum nicht von der NG übernommen. Vermutlich war es genau diese Voreingenommenheit, mit der ich Ludwig für mich einnahm. Woher sie stammt, ist eine Frage für Psychologen, aber ich tippe auf meinen Vater.

\*

Einige Tage, bevor ich so benommen durch die Straßen streifte, hatte Ludwig Sascha gegen Szerena ausgetauscht. Das war meine erste Erleuchtung. Kurz vor Mitternacht, wir waren alle in den Spiegelsaal einberufen worden. Meine dreizehn Jahre ältere Vorgesetzte, unsere kühle Anführerin aus Irkutsk, Sascha, auf der Bühne zusammengekauert.

Zuerst empfand ich noch Mitleid oder zumindest nervöses Unbehagen. Aber sobald die Zeremonie begann, flammte auch in mir Empörung auf.

Diese kindische Scheu und dann diese verlaufene Mascara. Eine zweitklassige Schauspielerin *in distress*. Einfach unangemessen. Für eine Leiterin, für ein NG-Mitglied, für eine erwachsene Frau.

Ehrlichkeit ist schwierig, meistens auch unangenehm, aber sie ist ein Auftrag, unsere Pflicht einander gegenüber. Denn wie können wir einander vertrauen, wenn manche von uns nicht einmal ehrlich zu sich selbst sind? Und wenn *wir* uns nicht einmal trauen, ehrlich zu sein, wie soll es dann zum Umbruch kommen? Wie sollte sich dann jemals, irgendwo, endlich etwas verändern?

Mit ritueller Regelmäßigkeit hatte Ludwig, breitbeinig vor der Bühne, seinen geheimnisvollen Moschusduft verströmend, jede Erleuchtung so begonnen. Und obwohl die Fragen Wort für Wort mitgemurmelt werden konnten – die dramatischen Pausen waren exakt getimt und das Verlangsamen und wieder Beschleunigen war voraussehbar –, jagten sie jedes Mal aufs Neue einen Schauer durch den Spiegelsaal.

In dieser ersten Nacht war der betäubende Cocktail aus Erwartung, Respekt und Angst so stark spürbar, dass er wie das reflektierte Kronleuchterlicht glänzend von allen Spiegeln sprang uns in seinen wohlthuenden Glanz tauchte.

Viele, außergewöhnlich viele waren wir an jenem Abend. Viele Gesichter, die ich während meiner ersten NG-Tage noch nicht gesehen hatte. Waren das vielleicht die Mitglieder der Abteilung Sub-Experimente? Denn siehe da: Da saß Timothy mit seinen schmalen Lippen, der Anführer der angeblichen Wissenschaftsabteilung, von der mir niemals klar werden sollte, wo deren Räumlichkeiten sich befanden, geschweige denn, was sie dort genau untersuchten. Neben Szerena, meiner hilfsbereiten Kollegin, die mir einen Platz in der ersten Reihe reserviert hatte, erkannte ich auch Ali, der die NG-Bar im

Keller des alten Theaters, auch Supernova genannt, leitete, und Jenny, Ludwigs persönliche Assistentin, und hinten im Saal saß Dimitri, Ludwigs langjähriger fester Produzent, neben ihm seine Assistentin Agnes. Natürlich waren auch Jens, der Leiter der Datenabteilung, jener Abteilung, die für die technische Seite des Experiments verantwortlich war – von der Verarbeitung der Rekrutierungsinterviews über den Ausbau des Livestream-Systems bis hin zum Anlegen von Datensätzen für alle Teilnehmer – sowie sein Assistent Jevgeni anwesend. Ich hatte sie in den ersten Tagen alle kennengelernt, einige schon etwas besser als andere.

„Hilfe zu brauchen ist keine Schande“, fuhr Ludwig feierlich fort, „alle, die jetzt da so entspannt sitzen, müssen morgen vielleicht schon auf die Bühne. Und umgekehrt.“

Eine Pause. Er nahm sich Zeit, uns einen nach dem anderen anzuschauen.

„Eine bessere Gesellschaft beginnt bei uns selbst. Wenn unsere Casting Directors nicht auf ihre eigene Wahrheit hören, werden sie auch keine aufgeschlossenen Teilnehmer anziehen. Wir ernten, was wir säen.“

Obwohl es mucksmäuschenstill war, hob Ludwig eine Hand und legte den Finger mit dem silbernen Siegelring auf seine Lippen. „Und ohne aufgeschlossene Teilnehmer bricht das ganze Experiment selbstverständlich in sich zusammen. Das ist weder ein Vorwurf noch eine Anklage. Nur eine Feststellung, basierend auf jämmerlichen, nicht ausreichenden Ergebnissen.“

Mir war nicht entgangen, dass Szerena kurz Alis Knie berührte. Doch Ali hob nur die Mundwinkel zu diesem schlaffen Nichtlächeln hoch, mit dem er sich auf nichts festlegen ließ.

„Meistens“, fuhr Ludwig fort, „weist das Verlangen nach dem Weg des *scheinbar* geringsten Widerstands auf eine innerliche Blockade hin. Diese Blockaden sind nicht nur fatal für unser Wohlbefinden, sie sind auch gefährlich.“

Die Gruppe hatte den Atem wie aus einem Mund angehalten. Zum ersten Mal seit Beginn der Zeremonie hob Sascha, noch immer auf diesem unbequemen Hocker zusammengekauert, den Kopf. Ihre Haut war von einem bizarren Dalmatinermuster verunstaltet: einer Feuerröte, die sich von ihren Wangen nach unten über ihren Hals und die Schlüsselbeine ausbreitete. Es sah nicht gut aus.

Doch da hatte mich der Zweifel kurz übermannt; solche Flecken des Entsetzens dachte man sich nicht aus. Ich versuchte, auf Szerenas Gesicht Hinweise, Beistand, irgendetwas zu erspähen, doch sie hielt ihren Blick starr auf die Bühne gerichtet. Ein merkwürdiges Lächeln umspielte ihre Lippen. Exakt in dem Moment, als ich den Mund öffnete, nahm sie meine Hand in ihre und schüttelte, ohne den Blick abzuwenden, sanft den Kopf.

Ludwig ging zum grünen Sessel auf der Bühne. Noch bevor er sich recht hingesetzt hatte, dimmte seine Assistentin Jenny bereits alle Lichter, bis auf den Kronleuchter direkt über der Bühne.

„Sascha“, sprach Ludwig streng, aber liebevoll, fast väterlich, „schau mich an.“ Er lächelte sie mild an. „Wir sind keine willenslosen Spielbälle des Schicksals. *Wir* bestimmen, was ist, niemand sonst. Unsere Gedanken erschaffen unsere Wirklichkeit.“

Er schwieg einen Augenblick, eine Gelegenheit, die wir folgsam ergriffen, um über die Implikationen dieser Mitteilung nachzudenken.

„Weil du geglaubt hast, du hättest versagt, liebe Sascha, hast du auch angefangen, dich so zu verhalten, wodurch du letzten Endes eben ... versagtest. Wie ihr wisst, mag ich dieses Wort eigentlich nicht. Was man ein Scheitern nennt, ist häufig eine Lektion fürs Leben. Aber wenn wir solche Wachstumsgelegenheiten ausschlagen, ist durchaus die Rede von Scheitern, ja, Versagen.“

Ludwig sprang auf die Bühne, legte einen Arm um Sascha und sah uns an.

„Ich schlage vor, dass wir Sascha zur Erleuchtung verhelfen. Gemeinsam, als gute, aber besorgte Freunde. Als Familie. Streng sein ist erlaubt, aber lasst uns konstruktiv bleiben. Wer fängt an?“

Noch immer merkwürdig lächelnd hob Szerena die Hand. Mit so einer lieblichen Stimme, die Lehrkräfte manchmal im Elterngespräch anwenden, vor allem im Kontakt mit Erzeugern von enttäuschenden Kindern, hatte sie verkündet, dass alles letztlich auf Unsicherheit zurückzuführen sei.

Sascha sei keineswegs böswillig, nein, sie sei einfach nicht so selbstsicher. Vielleicht liege das an ihrer Kindheit – Szerena wusste zufällig, dass Sascha einen abwesenden Vater gehabt hatte und eine überarbeitete Mutter, die keine Kinder haben wollte. Vielleicht liege es an ihrem Alter – diese patriarchale Gesellschaft machte es Frauen jenseits ihrer Fruchtbarkeit nun einmal nicht einfach. Das sei ein nicht zu unterschätzendes systemisches Problem, das Szerena ebenfalls belastete, sich aber hoffentlich gebessert haben würde, wenn es bei ihr selbst so weit wäre, und ich spürte, wie ich heftig zustimmend nickte, war nicht der ganze Sinn der NG, solche Probleme vom Tisch zu fegen?

Unsicherheit also. Auf den ersten Blick eher harmlos, aber auf lange Sicht doch die reinste Sabotage.

Eifrige Zustimmung aus der Gruppe. Mit all ihren Komplexen und vor allem ihrer mangelnden Einsicht darin, und mit ihrer mangelnden Erleuchtung hatte Sascha die Rekrutierung behindert. Deshalb wurden auch so lange schon keine guten Kandidaten mehr angeworben. Sascha hatte einfach keine Ahnung, was sie tat, was sie wollte, wen sie wollte. Da konnte sie sich noch so empfindlich geben, mit dieser Anstellerei kam man nicht voran.

Sich in der ersten Reihe hingeflegt hatte Ali von Szerena das Wort übernommen, ohne nur eine Hand zu heben, die Hände blieben schön in seinen Taschen. Mit derselben, an Langeweile grenzenden Trägheit hatte er enthüllt, dass Sascha schon seit Jahren eine Freundin hatte.

Eine Freundin, die sie vor Ludwig verschwiegen hatte, weil sie, so Ali, fürchtete, ihre Energien könnten kollidieren.

„Wieso hältst du an einer Person fest, die dir ganz offensichtlich wenig bringt, für die du dich offenbar sogar schämst?“, hatte Ali Sascha gefragt. „Die monogame, romantische Beziehung ist doch ein überholtes Ideal. Die NG bietet uns eine gute, gleichwertige Gruppenbeziehung, ist das nicht viel anregender?“

In meiner Zeit bei der NG hatte ich diese Erleuchtungen als den Zenit unseres Wachstums, unserer Verbesserung und unseres Fortschritts angesehen. In Ludwigs Abwesenheit verschob sich langsam, aber sicher mein Horizont. Auch wenn ich noch immer nicht genau weiß, was ich von jenen Abenden halten soll, an denen ich mich genauso belastet wie verbunden gefühlt hatte. Nun ja, eigentlich weiß ich es schon. Das heißt, ich weiß, wie ich mich dabei eigentlich fühlen sollte.

Angemessene Gefühle zu benennen, darin bin ich gut. Dankbar für dieses kleine Wunder, so sollte ich mich fühlen, würden mein Freund und mein Vater sagen.

Es wäre unehrlich, die Erleuchtungszeremonien als den Nadir unserer geteilten Geistesverwirrung abzutun. Ein absoluter Tiefpunkt, darüber war sich das gesamte Journalistenvolk im Nachhinein einig. Aber diese Abende haben uns etwas Wichtiges beigebracht, denke ich, über die Schatten, die wir alle hinter uns herziehen. Vielleicht haben sie am deutlichsten gezeigt, wie lang diese Schatten werden können, wenn die Sonne untergeht.

Niemals würde ich das zu so einem Fischerbach sagen, aber ich bin froh, diese Zeremonien miterlebt zu haben. Ich müsste sie jetzt nicht unbedingt noch einmal mitmachen, aber ich bereue sie auch keineswegs.

p. 76–86

Ludwig war immer anwesend, selbst wenn er nicht anwesend war.

Sein sinnliches, an den Katholizismus erinnernde Parfum hing in jedem noch so entlegenen Winkel unseres Hauptquartiers. Selbst wenn man Ludwig nirgends sah, roch man ihn überall: in den alten Logen oder im Spiegelsaal, in der Cafeteria oder in der „Supernova“, selbst auf den Toiletten oder in der Abstellkammer. Betrat er einen Raum des ehemaligen Vaudeville-Theaters oder ging er einfach nur im Flur vorbei, erfüllte sein Moschus mit Palisander unverzüglich den ganzen Bereich. Obwohl er

längst nicht der Einzige war, der täglich Parfum auftrug, übertönte die Intensität seines Dufts alle anderen. Auch ohne ihn blieb sein gotischer Geruch noch lange in der Luft, ebenso angenehm wie überwältigend.

Dessen warme, rauchige Unternote hatte mich an das Eau de Cologne meines Vaters erinnert, der Duft, der manchmal an den geschälten Apfelspalten in meiner Brotdose haften geblieben war und so dem Obst einen bitteren, aber auch beruhigenden Beigeschmack verlieh. Dieser Duft trug dieselbe Sehnsucht in sich, nur klarer.

Ein einziges Mal, in jenen verwirrenden ersten Tagen, in denen ich nach Monaten bei meinem Vater wieder in Brüssel wohnte, glaubte ich plötzlich, einen Hauch von Ludwigs Parfum wahrzunehmen. Alle noch unausgepackten Umzugskartons hatte ich auf den Kopf gestellt, fieberhaft nach einem Kleidungsstück, einem Dokument, nach irgendetwas gesucht, das noch eine Spur von Ludwig in sich trug. Dann erst begriff ich, dass es das Eau de Cologne meines Vaters war, das am mitgegebenen Bettzeug haften geblieben war. Eine Enttäuschung, genauso kahl und leer wie mein neues Zuhause, das Dachatelier, dröhnte durch mich hindurch.

Ob das wohl stimmt, was Szerena mir anvertraut hatte? Ob Ludwigs zurückgezogene Assistentin, wenn er die Stadt verlassen hatte, wirklich sein Incense-Avignon im Hauptquartier versprüht hatte? Ohne Jenny je danach gefragt zu haben, hatte ich unmittelbar vor Augen, wie sie über die Feuertreppe ins oberste Stockwerk ging, um in Ludwigs verlassenes Büro zu huschen, wo sie neben dem Sideboard niederkniete und aus der untersten Schublade ein schlankes schwarzes Fläschchen herausfischte, das perfekt in ihre Handfläche passte.

Eigentlich spielt es auch keine Rolle, ob es wahr war. Dank Szerenas Bekenntnis war das Parfumpanoptikum für mich eine vollendete Tatsache. Wahrscheinlich war es auch kein Zufall, dass sie ausgerechnet mir diese Parfumgeschichte anvertraute. Szerena wusste nur allzu gut, dass ich dieses kleine Geheimnis wie ein kostbares Geschenk hüten würde.

Wie oft hatte ich in den darauffolgenden Monaten gesehen, wie Mitglieder ihre Nasenflügel aufsperrten, mittendrin einen Satz abbrechen und vergeblich mit Blicken den Flur absuchten? Wie oft hatte ich, scheinbar bestürzt, das Spielchen mitgespielt? O mein Gott, ist Ludwig etwa schon zurück?

Mitunter hatte ich ihre Unruhe sogar eigenhändig geschürt.

„Shit“, flüsterte ich einmal der armen, zu meiner Kollegin deklassierten Sascha zu, als wir gemeinsam zur Datenabteilung liefen, um einen Stapel Verträge zu schreddern, „riechst du das? Beeilen wir uns besser mal ...“

Ziemlich selbstgefällig war ich, wenn ich wieder einmal ein Mitglied von der Liste der Eingeweihten streichen konnte. Solange man sich auf der richtigen Seite befindet, ist Ausgrenzung höchst befriedigend. Ohne das Szerena mich darum bat, schwieg ich über das Parfumpanoptikum in sieben Sprachen, selbstverständlich und aus freiem Willen.

Nun ja, freier Wille. Die Frage ist ja, ob so etwas überhaupt existiert. In letzter Zeit ist es recht üblich zu behaupten, dem sei nicht so. Jedenfalls war dieses selbstgewählte Schweigen in jeder Hinsicht exemplarisch, und wenn es wirklich wahr war, eine Anekdote, die mir zum Nachteil gereichte. Vom ersten bis zum letzten Tag war meine Teilnahme an der NG und allem, was sie beinhaltete, meine eigene Wahl. Denke ich. Deshalb schwieg ich. Von freiem Willen anzufangen, wenn ein Mann mittleren Alters wegen weiß Gott welcher Vergehen angeklagt wird, ist keine gute Idee. So etwas will niemand hören, das ist verdächtig.

In dieser Hinsicht war Ludwigs Verschwinden ein Segen gewesen. Doch jetzt ist er wieder aufgetaucht, und das gesamte Journalistenvolk wird sich mit noch größerem Appetit auf die NG stürzen.

Zu glauben, ein halbes Jahrzehnt genüge, um ein neues Leben aufzubauen, stellte sich als naiv heraus, eine Wahnidee, deretwegen mir jetzt der Deckel auf die Schnauze fällt. Als ob nicht fünf Jahre, sondern fünf Tage vergangen wären, nimmt Bastian Fischerbach, dieser Bluthund, den Faden wieder



auf. Geduldig hat er gewartet, und jetzt schlägt er begierig zu, wohl wissend, dass seine Frage heute fünfmal so schwer wiegt.

Fünf Jahre lang von der Bildfläche verschwinden und sich gerichtlicher Ermittlung zu entziehen, macht man nicht einfach so. Dafür werden wir alle einen Preis bezahlen müssen.

Vielleicht sollte ich meine Vorstellungen vom freien Willen noch einmal überdenken. Wie definiert man letztlich Zwang? Ist die Vorstellung von Zwang als gewaltsamer Druck – die Stirn mit Angstschweißtropfen auf den Verhörtisch gedrückt, eine unerbittliche Hand im Nacken – nicht überholt? Ist Zwang nicht einfach, wie alles heutzutage, eine gleitende Skala?

Zu Beginn besaßen meine Entscheidungen eine überschaubare Binarität. Ludwigs Angebot, ihm zu folgen, war anzunehmen oder auszuschlagen, er drängte einen zu nichts. Zwangsgehalt: null. Ganz klar.

Einmal in Berlin verflossen Schwarz und Weiß jedoch rasch zu Grau.

Ludwig äußerte beispielsweise nie, es sei wünschenswert, geschweige denn erforderlich, so viele Stunden zu arbeiten. Trotzdem verließ niemand vor Mitternacht „Die Perle“. Und nach so einem langen Tag trafen wir uns häufig noch kurz in der „Supernova“.

Wenn es überhaupt Druck gab, den in Alis starken Cocktails getränkten Nächten beizuwohnen, legten wir uns diesen gegenseitig auf. Dort, im dunklen Keller des alten Vaudeville-Theaters, ließen Abteilungschefs bisweilen etwas mehr über das Experiment durchsickern, entstanden Romanzen und Rivalitäten, wurden potenzielle Geldgeber umgarnt. Das wollte man nicht verpassen. Aber hätten wir ohne Ludwig die Notwendigkeit verspürt, unsere Treue und Hingabe so ausdrücklich zu demonstrieren? Denn ging es nicht darum, in seinem erhebenden Gutdünken verweilen zu wollen?

Gruppen existieren nur durch die Gnade ihrer Anführer. Ohne Anführer ist eine Gruppe lediglich eine unverbindliche Ansammlung von Individuen.

Der Führer ist der Kitt, der den Haufen zusammenhält, der der Gruppe ein Gewissen gibt. Ohne Anführer keine Richtung, keine Resultate. Keine Orientierung.

Ob wir mit einem anderen Anführer gleich weit gegangen wären, ist mir zu hypothetisch und daher irrelevant. Dringlicher erscheint mir dagegen die Frage, ob ich, sobald ich aus dem Schatten trete, mich selbst mit einem Etikett versehe oder dies anderen überlasse. Wenn ich mich nicht eindeutig und unverfroren als Opfer präsentiere, ist Reden ein Risiko, dann liefere ich mich Interpretation, Willkür oder Rache aus, wer weiß. In einem Strafverfahren bist du Täter oder aber Opfer, schuldig oder aber unschuldig. Richter haben keine Zeit für Grauzonen, die breite Öffentlichkeit hält sie für elitäre Schwätzer, was sie, seien wir ehrlich, in den meisten Fällen auch sind, und Reporter können natürlich aus Nuancen keine packende Geschichte kreieren.

Was auch immer ich beschließe, ich halte es besser vor diesen Ratten verborgen. Man stelle sich vor, welch aufsehenerregende Schärfung meines Charakters das für sie wäre. Mit kugelrundem Bauch im Gerichtssaal zu erscheinen könnte am Ende noch zu meinen Gunsten wirken.

Meinem Vater zufolge war es einfach: Ich war ein Opfer. Er sah im Anführer der NG einen mittelmäßigen Künstler, der sich von seinem bekannteren Vater loslösen wollte. Die Schuld lag eindeutig bei Ludwig, schließlich war es sein Experiment. Ich hingegen bin alles andere als sicher, sonst würde ich nicht so zweifeln, ob ich reden sollte – damals nicht, jetzt nicht.

Wirklich viel wusste mein Vater übrigens nicht über das Experiment, bis heute nicht. Er hat nicht mehr gefragt, ich habe nicht mehr erzählt.

Ich erinnere mich noch an diesen klitschnassen Sonntagnachmittag, irgendwann in der Hälfte unseres staatlich auferlegten Hausarrests. Ohne anzuklopfen war mein Vater ins Zimmer gekommen und hatte motzend meine Kerzen ausgeblasen. Er habe doch gesagt, ich solle vorsichtig sein, am Ende fackelte ich noch das ganze Haus ab. Danach hatte er über irgendeinen bürokratischen Kleinkram zu sprechen begonnen, verstummte dann aber abrupt, als er mich etwas genauer betrachtet hatte.

Langsam hatte er sich neben mich auf mein Bett plumpsen lassen.

Einen Moment blieb es still, nur das Prasseln des Regens war zu hören.

„Diese Leute waren nicht deine Freunde, Mira.“

Er klang gedämpft, schaute mich nicht an.

„Wenn sie etwas waren, dann Schicksalsgefährten, ebenfalls Opfer dieses widerwärtigen Mannes.“

Wieder diese unbeständige Stille. Auf den dunklen Halbmonden, die sich schon solange ich mich erinnern kann, unter seinen Augen befanden, waren geschwollene Hautsäcke. Plötzlich sah ich, wie alt er schon war, mein Vater. Alt und ermattet.

„Ich weiß, du hättest dir das anders gewünscht, aber du und ich, wir müssen uns zusammen durchschlagen.“

Die Jahre waren zersplittert und übereinander geschoben. Wie oft hatten wir doch zusammen auf diesem Bett gesessen, hatte ich meinen Blick auf den rosa Bären fixiert, dessen Regenbogenbauch teilweise unter dem Oberschenkel meines Vaters verschwand.

Wenn ich an diese Post-NG-Zeit, an diese lähmenden Monate in der Villa meines Vaters denke, erscheint mir diese Szene merkwürdigerweise aus der Vogelperspektive: eine ungewaschene Frau, die versucht, ein Mädchen zu bleiben, und ein einwandfrei gekleideter Mann, der die kahle Stelle auf seinem Kopf zu kaschieren versucht, zwischen ihnen ein verblichenes Bild von übereinander purzelnden Kuschelbären. Als Kind war dies, zum Verdruss meines Vaters, meine Lieblingsbettdecke. Wäre es nach ihm gegangen, wären sämtliche Flächen in unserem Haus einfarbig geblieben. Aber diese Kuschelbären waren ein Geschenk meiner Oma, das angesichts der vielen Zeit, die sie mit mir verbrachte, unmöglich ausgeschlagen werden konnte.

Ich glaube nicht, dass die NG ein einziger megalomane Versuch war, einen Vaterkomplex zu überwinden. So konsequent kausal funktioniert der menschliche Geist doch selten. Man betrachte nur meinen, der unablässig zwischen Angst, Leugnung und etwas wie perversen Genuss pendelte, der plötzlichen Macht, über Leben und Tod zu bestimmen. Wenn ich beschließe, in die Opferrolle zu schlüpfen, könnte ich darüber faseln, wie Ludwig durch das Lustprinzip angetrieben wurde, wie der impulsive Teil seines Unbewussten zu viel Spielraum bekommen hatte, wie sein Ego nie gelernt hatte, in der Künstlerfamilie, in der er aufgewachsen war, durchsetzungsfähig zu vermitteln. Eigentlich war er ein verwöhntes Kind gewesen, seinen Trieben ausgeliefert. Ach ja, heutzutage muss alles andauernd analysiert und diagnostiziert werden.

Vielleicht haben manche Menschen einfach keinen guten Charakter. Macht sie das sofort auch böswillig? Es gibt doch auch so etwas wie Selbstbestimmung? Ich entschied mich zu bleiben. Andere Mitglieder stiegen sehr wohl vorzeitig aus.

Kann ich jetzt bei meinem Mann bleiben, der ohne Vorbehalt oder Nörgeln mir in meiner Verwegenheit beipflichtete, der mich in eine Falle gelockt hatte? Würde ich es ihm erzählen, würde er es wahrscheinlich Schicksal nennen.

„Gut oder böse ist eine sinnlose Einteilung“, hatte Ludwig uns zurechtgewiesen, als wir, die hart arbeitenden Mitglieder, die treuen Mitglieder, die guten Mitglieder mit der Selbstzufriedenheit von zwölf Stunden Arbeit und Whisky auf nüchternen Magen, uns über Charles, unseren ehemaligen Rekrutierungskollegen, beklagten, ihm Hinterhältigkeit, Verrat und was weiß ich noch alles vorwarfen.

Wohlverstanden sei Eigennutz das einzige natürliche Gesetz, von absoluten moralischen Richtlinien könne nicht die Rede sein. Charles hatte sich in erster Linie nach Status gesehnt, nach der Erweiterung seines Adressbuchs, einem bemerkenswerten Beitrag für sein CV, und so weiter. Seine Lust war befriedigt, also war eine neue Getriebenheit entstanden. Und ja, er habe tatsächlich heimlich die Rekrutierungsdatenbank auf seine Festplatte gezogen, bevor er abhaute. Und gewiss zeuge es von Hingabe, dass Mira, Szerena und Sascha besorgt darüber gewesen waren, so besorgt, dass sie Anzeige wegen des Diebstahls erstatten wollten. Doch wenn man einen Moment darüber nachdachte, sei es doch verrückt, dass so etwas überhaupt möglich gewesen war. Ludwig wolle der Datenabteilung keineswegs

die Schuld in die Schuhe schieben, absolut nicht, nein, aber dass darüber bei einem Projekt dieser Größenordnung nicht einmal darüber nachgedacht worden sei, bewiese aufs Neue, wie untypisch, wie innovativ, wie optimistisch unsere NG doch gewesen sei. Naiv, würden böse Zungen sagen. Denn in erster Linie waren wir Konkurrenten, oder zumindest wurde uns das so eingetrichtert. *Homo homini lupus est*, und so weiter und so fort.

Ludwig seufzte und forderte Ali auf, unsere Gläser nachzufüllen.

Doch wir seien keine Sklaven der Umstände. Wie Charles stand es uns allen frei fortzugehen, wann immer wir wollten. Selbst wenn wir am Tag vor der Premiere oder, Gott bewahre, während der Premiere gehen wollten, würde Ludwig uns nicht aufhalten. Denn die NG profitiere nur von Mitgliedern, die ihr Schicksal selbst in die Hände nähmen. Aber das taten wir ja. Das sah Ludwig, das spürte er, ja, darauf vertraute er.

Schau, wenn wir über uns selbst hinauswachsen wollten, mussten wir nun einmal abstoßen, was nicht mit unserer Schicksalsbestimmung übereinstimmte. Praktiken, Gewohnheiten, Gedanken, ... Menschen. *Indem wir tun, lassen wir*.

Ob das, was Charles getan hatte, falsch war, sei eine unsinnige Frage, ein Nichtdilemma, nichts, worüber wir uns hätten aufregen müssen. Nochmals, als Gestalter unserer eigenen Wirklichkeit könnten wir wählen: Wollten wir frei sein oder gefesselt bleiben?

Rückblickend lässt sich der komische Charakter dieser Szene kaum leugnen. Wie Ludwig da halb aufgerichtet an seinem Stamplatz in der „Supernova“ gesessen hatte, seine langen Haare zerzaust und in der Hand einen Kelch voller bernsteinfarbener Flüssigkeit, die bei jeder starken Geste, und davon gab es viele, über den Rand schwappte, und wie sein Siegelring dabei das Kristall zum Klingen brachte.

Wie ein echter Soutanenprediger hatte er gegen uns gewettert. Und wir nickten nur brav. Schwiegen.

---